

Ich möchte mit Ihnen über Römer 8, 1–17 sprechen. Dieser Text hat sich bald an mich geklettet, als ich angesichts des Schwerpunktthemas („Aufwachsen in schwierigen Zeiten“ – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft) nach einer Bibelstelle für diesen Morgen suchte. Er hat mich eher ausgesucht, als daß ich ihn ausgesucht hätte. Ich lese ihn:

„So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christus Jesus sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christus Jesus, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Denn was dem Gesetz unmöglich war, weil es durch das Fleisch geschwächt war, das tat Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen und verdamnte die Sünde im Fleische,

auf daß die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, in uns erfüllt würde, die wir nun nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geist.

Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnt; die aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnt.

Aber fleischlich gesinnt sein, ist der Tod, und geistlich gesinnt sein, ist Leben und Friede.

Denn fleischlich gesinnt sein, ist eine Feindschaft wider Gott, weil das Fleisch dem Gesetz Gottes nicht untertan ist, denn es vermag's auch nicht.

Die aber fleischlich sind, mögen Gott nicht gefallen.

Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, wenn denn Gottes Geist in euch wohnt. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wenn aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar Tod um der Sünde willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen. Wenn nun der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt.

So sind wir nun, meine Geschwister, nicht dem Fleisch schuldig, daß wir nach dem Fleische leben.

Denn wenn ihr nach dem Fleische lebt, so werdet ihr sterben müssen; wenn ihr aber durch den Geist die Taten des Fleisches tötet, so werdet ihr leben.

Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch obermals fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!

Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.

Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit auch wir mit zur Herrlichkeit erhoben werden.“

Ich will in kurzen Strichen die Theologie dieses Textes andeuten, und ich will überlegen, was dieses menschliche Grundwissen denen sagt, die dem Leben dienen und mit Kindern umgehen.

Fulbert Steffensky

## Wer zwingt, kann nicht lehren

**Gegen die Königin der Zwänge helfen Freiheit, Frechheit und die Starrköpfigkeit der Güte, meint der Hamburger Religionspädagoge. Seine Bibelarbeit über Römer 8, 1–17 vor der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland 1994 sorgte für Aufsehen.**

Zwei Weltgegenden beschreibt Paulus. Die eine ist das Reich des Todes (15 mal benutzt Paulus das Wort „Tod“ oder „sterblich“). Das andere Reich ist das des Geistes (16 mal kommt das Wort „Geist“ oder das Adjektiv „geistlich“ vor). In dem einen Bereich herrscht die Königin Sünde als Weltherrin und als große Sklavenhalterin, wie Luise Schottroff sie nennt. Sünde ist nur ein anderer Name jenes Todes. Keiner kann ihr entkommen. Das Todesurteil ist über alle gesprochen, die dort hausen. Sie sind nur noch *somata*, Sklaven und Instrumente jener tödlichen Herrin. Was sie auch planen und tun in jenem Sklavenhaus – es geht verloren, es gefällt Gott nicht. Auch wenn sie das Gesetz erfüllen wollen – sie fallen mit ihren besten Absichten in den Tod. Es ist, wie wenn man einen verschlungenen Knoten auflösen will, an den Seilenden zieht und zerrt und mit jeder Anstrengung das Netz fester zieht, obwohl man sich aus ihm befreien will. Sie vermögen's nicht. Denn sie sind fleischlich gesinnt. Sie sind gebannt in sich selber und können den Geist nicht erreichen. Sie haben sich ihr Schicksal nicht aus ihren einzelnen Sünden gebaut. Längst herrschte die Königin Sünde, bevor sie sich selber entschieden haben. In diesem Reich können sie nichts anders gebären als ihren eigenen Tod. Wir elenden Menschen! Wer wird uns erlösen aus den Zwängen, uns den eigenen Tod zu beschaffen?

Paulus beschreibt auch ein anderes Reich. Es ist das Reich des Geistes. Die Königin der Zwänge ist abgesetzt. Vielleicht haust sie noch als Enthronete in der Gegend des Geistes. Auch abgesetzte Königinnen können mächtig sein. Sie irrt umher als Erinnerung an den alten Tod, nicht mehr wirklich in der Macht des alten Todes. Ein Tod hat den alten Tod entmachtet und verschlungen. Was ist der Sinn jenes Todes, von dem Paulus sagt, daß er uns befreit? Damit das Leben gelingt, muß ein anderes, unschuldiges sterben – ist es das? Muß ein unschuldiges Opfer in den Damm eingemauert werden, damit er hält gegen das Chaos des Lebens? Nein, das Opfer erlöst nicht; und kein Tod ist gut, auch nicht der Tod jenes Gerechten, der den Tod entmachtet hat. Gut aber ist die Güte. Gut ist jene Güte, die es mit sich selbst nicht ausgehalten hat; jener Gott, der in seinem Sohn hinabgestiegen ist in das Reich der Zwänge, der Geistlosigkeit und der Ohnmacht. Gut ist die Starrköpfigkeit jener Güte, die sich nicht vertreiben ließ aus unserem eigenen Tod. So sind die Todesurteile zerrissen. Das Reich des Geistes, der Freiheit und des Spiels ist gegründet. Wir sind dem Fleisch nichts mehr schuldig. Wir sind, ehe wir müssen. Wir haben einen Namen, ehe wir uns einen Namen gemacht haben, und wir sind geborgen, ehe wir uns eine Bergung verschafft haben. Wir haben einen Titel: Wir sind Söhne und Töchter und Erben. Wir haben eine Stimme: Wir können rufen „Abba, lieber Vater“, und wir werden gehört. Eine Herkunft haben – jenen Tod, der uns birgt; eine Gegenwart haben, in der die Schreie nicht ungehört verhallen, eine Zukunft haben in jenem Erbe, das der Tod nicht anrühren kann – das heißt, im Leben zu sein und leben zu können.

Es ist schwer zu glauben, daß wir eine Stimme und ein Erbe haben. Was wir sehen, ist Zwanghaftigkeit und Widersprüchlichkeit. Die Königin Sünde scheint uns noch zu bewohnen, und wir könnten mit Paulus sagen: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber tue, was ich nicht will, so tue nicht ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt.“ Gegen diese Erfahrung aber haben wir einen Zeugen – den Geist. Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Kinder Gottes sind. Gegen das, was wir sehen und am eigenen Leib erfahren, haben wir einen Einredner, einen Gegenredner – den Geist. Zumindest könnten wir widersprüchlich sein: die eine Rede hören, die unserer alten Zwangslage, und die andere Rede hören, das Zeugnis des Geistes und des Glaubens. Wir sind nicht nur, was wir scheinen. Gegen alle Augenscheinlichkeit haben wir eine Herkunft und eine Zukunft, eine, die nicht in unserer Hand stehen muß, und eine, die nicht von unserer Hand gemocht ist.

Kann man das, was Paulus hier theologisch sagt, übersetzen in eine nicht-theologische Sprache? Ich vermute, daß ein guter theologischer Satz nur der ist, der sich zurücknehmen und verbergen kann in eine menschheitliche Sprache. Vielleicht kann man dies sagen: Der Versuch, sich durch sich selbst zu rechtfertigen, führt in die Zwänge, die Paulus beschreibt. Der Versuch, sich selber zu gebären und sich selber zu bergen und sich selber einen Namen zu geben, führt in den Tod. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen – nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht unsere eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Man kann sich nicht selbst beabsichtigen, ohne sich zu verfehlen. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen.

Ich bin Ihnen allmählich Rechenschaft darüber schuldig, warum ich Römer 8 im Zusammenhang mit dem Thema „Aufwachsen in schwierigen Zeiten“ gewählt habe. Aus diesem Grund: Freiheit und Gewaltlosigkeit scheinen mir die Gestalten zu sein, in denen sich der Glaube an die Gnade und der Verzicht auf Selbsterstellung zeigen. Freiheit und Gewaltlosigkeit sind Formen, in denen wir unsere Kinder das Leben lehren.

## Die Freiheit ist die große Entgötzung

Ich möchte zunächst über die Freiheit reden. Die Freiheit ist die schönste Tochter der Gnade. Sie lehrt uns ein Stück Unglauben. Sie verbietet uns nicht nur, daran zu glauben, daß wir die Garanten unseres eigenen Lebens sind. Nichts mehr ist lebensrettend, nichts mehr ist konstitutiv: weder die eigene Religiosität noch die psychologischen Selbstversuche; weder biblische Wörtlichkeitszwänge noch dogmatische Definitionszwänge; weder Heterosexualitätszwänge noch religiöse Sensationen. Der Zwang rettet nichts. An den Zwang glauben heißt, fleischlich gesinnt se n. Die Freiheit als das Kind der Gnade ist die große Entgötzung. Ihr ist nichts heilig außer Gott, nicht der gegenwärtige Staat, nicht das gegenwärtige Wirtschaftssystem, nicht der gegenwärtige allgemeine Glaube, nicht einmal die gegenwärtige Gestalt der Kirche. Freiheit und Skepsis gehen zusammen. Freiheit und Frechheit sind zwei schöne Schwestern.

Diese Skepsis fließt aus dem Glauben, daß wir keine rettenden Götter brauchen. Vielleicht kann man nur in dieser Freiheit Kinder haben und mit Kindern umgehen. Wir würden vielleicht unsere Kinder nicht mehr dazu mißbrouchen, uns selber zu erfüllen, unserem eigenen Leben Sinn und Wärme zu geben. Wir müssen uns nicht retten, auch nicht durch unsere Kinder. Unsere Kinder wären nicht dazu verdammt, Mittelpunkt unseres Lebens zu sein. Wir müssen uns nicht zwanghaft in ihnen fortsetzen. Wir brauchen unsere Kinder nicht dazu zu benutzen, unsere Lebensgestalt und unseren Lebensentwurf fortzusetzen. Wir verzichten auf die Erbeutung der Unsterblichkeit in unseren Kindern. Unsere eigene Freiheit würde zur Freiheit unserer Kinder.

Erst in dieser Freiheit könnten wir Lehrer und Lehrerinnen unserer Kinder sein. Wer zwingt, kann nicht lehren, und der beste Inhalt wird durch Zwang verdorben. Ich verstehe in diesem Zusammenhang nicht Lehre als Vermittlung von Kulturtechniken und von neutralem Wissen. Dies brauchen Kinder. Aber sie brauchen mehr. Sie brauchen, daß wir als Erwachsene ihnen sagen, was wir selber lieben und was wir verachten. Sie haben ein Recht darauf zu erfahren, wer wir selber sind, und was wir als Lebensoption verfolgen. Ohne unsere eigene Kenntlichkeit können unsere Kinder sich nicht kenntlich werden. Sie sollen erfahren, welche Geschichten wir lieben und welche Lieder wir singen.

Es gibt eine sanfte Art, unsere Kinder verkommen zu lassen, nämlich indem wir uns weigern, ihre Lehrer und Lehrerinnen zu sein. Sie müssen unsere Lehre ja nicht anneh-

men. Aber sie müssen wenigstens etwas haben, wovon sie sich verabschieden können. In dem Kästner-Film „Das doppelte Lottchen“ findet sich folgende Szene: Die Eltern der Zwillinge, die lange zum Kummer der Kinder getrennt gelebt haben, treffen zusammen, und es scheint zu einer Versöhnung zu kommen. Sie sprechen sich aus, und die Kinder warten vor der Tür. „Wir müssen beten!“, sagen sie. Aber sie erinnern sich an keine Gebete mehr. Schließlich fällt ihnen nur noch dieser Satz ein: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast!“ Wenigstens dieser Satz noch fällt ihnen ein. Wovon aber sollen unsere Kinder und Enkelkinder leben, wenn alle Lieder und alle Geschichten verloren sind? Lehrer sein heißt, weitererzählen, was man liebt, und was man selber schön findet. Man übt sich auch im Glauben ein, indem man weitererzählt, was man glaubt. Und man gibt Leben weiter, indem man die Geschichten des Lebens weitergibt.

Lossen Sie mich zurückkommen auf den Zusammenhang zwischen Freiheit und Gewaltlosigkeit. Nach dem Fleische wandeln, auf sich selber setzen und sich selber bezeugen, enthält immer den Kern der Gewalt. Der Zwang, atemlos hinter sich selber her zu sein; sich in der Erbauung und Verteidigung seiner selbst und in der Angst um sich selbst zu erschöpfen; sich selber behaupten und sich selber rühmen zu müssen, das bedeutet Gewalt gegen das andere Leben. Im Geiste im paulinischen Sinn zu leben, das heißt: Ich kann an etwas anderes denken als an mich selber. Ich kann zum Beispiel an die Zukunft unserer Kinder denken. Ich kann zum Beispiel daran denken, welche Luft zum Atmen sie haben, und welchen Boden sie bebauen werden. Die Güte ist uns möglich, in der wir etwas anderes wollen können als uns selber.

Weil Gewaltlosigkeit als Haltung dem Herzstück der christlich-jüdischen Tradition entspringt, nämlich der Lehre von der Gnade, darum hat sie bei uns ein vorrangiges Heimatrecht. Wir haben nicht in seniler Ausgewogenheit den Vorteil von Gewaltlösungen und gewaltfreien Lösungen zu bedenken. Die Kirche hat in allen Logen unausgewogen, einseitig und starrköpfig für Gewaltfreiheit zu plädieren. Wir haben nicht in gleicher Weise alles zu sagen: Daß Gewaltlosigkeit gut sein kann, daß aber auch zu Zeiten Gewalt nötig ist. Daß Gewalt gelegentlich nötig ist, werden schon Leute genug sagen. Wir haben aus dieser Tradition etwas zu sagen, was weniger selbstverständlich ist als die Gewalt: eben die Gewaltlosigkeit. Es ist besser, nachträglich Unrecht zu haben beim Plädoyer für die Gewaltlosigkeit, als die vorrangige Option, die aus dieser Tradition stammt, zu verraten.

Vielleicht muß ich einem Mißverständnis vorbeugen: Leben im Geist und sich nicht in tödlicher Selbstzerstörung erschöpfen, ist eigentlich kein moralischer Aufruf zur Selbstlosigkeit, so als ob das Subjekt und die Welt gerettet würden durch Selbstentledigung und Selbstentsagung. Nur das ist gesagt: Die Selbstverfolgung, die Selbstzerstörung ist kein Rettungsweg; sie ist kein Weg, vom Tod in das Land des Geistes zu kommen, ebensowenig wie die Selbstentsagung ein solcher Weg ist. Eine Haltung oder eine Tugend ist nur dann christlich und human, wenn es bei ihr keine Verlierer gibt, nicht einmal mich selber darf ich verlieren. Daran zu glauben, daß wir einen Nomen haben, bevor wir uns einen Nomen gemacht haben, befreit nicht nur die Güte zum anderen Leben in uns; es befreit uns sowohl von uns selber als auch zu uns selbst.

Lassen Sie mich dies an einem bescheidenen Beispiel erläutern. Vor einigen Tagen wurde Walter Bärsch 80 Jahre, der langjährige Vorsitzende des Kinderschutzbundes. Wir waren zu einem Fest zusammen, die Freunde erinnerten an die politische Arbeit dieses ungewöhnlichen Menschen, an seine Arbeit in der Kirche, an seinen Humor und an seine Tapferkeit. Am Ende dankte er diesen Freunden und sagte einen schlichten Satz: „Wenn Ihr das von mir sagt, dann wird es ja wohl wahr sein!“ Ich fand diese Bemerkung von einer großartigen und demütigen Freiheit. Er hat es sich nicht selbst

gesagt, und er mußte es sich nicht selbst betonen, daß sein Leben reich und kostbar für die anderen war. Er hat sich – poulinisch gesprochen – nicht gerühmt. Und er hat mit Lust gehört, was die anderen über ihn sprechen. Er brauchte sich nicht tödlich wichtig zu nehmen, und er konnte sich an sich selber erfreuen. Wie alt muß man sein und wie wenig Protestant, um dies zu können! Der Mensch des Geistes, der sich nicht selbst sucht, und der sich daran freut, von anderen gefunden zu werden.

### Der fürchterliche Sinn von Gewalt

Ich habe gesprochen von der Gnade, die die Freiheit gebiert; von der Freiheit, die sich in Güte mit dem Leben verbindet und das Land bewohnbar macht. Wie muß eine Welt aussehen, in der unsere Kinder von der zwanghaften und aggressiven Selbstaufsuchung befreit sind? Kann man unter allen Umständen den Satz von der Gnade glauben? Könnte es Zustände geben, an denen er abprallt? Könnte es sein, daß wir unseren Kindern den Glauben unmöglich machen? Ich zitiere einige Sätze eines schwarzen Jugendlichen aus Harlem:

Was bin ich?

Ihr habt mich so erzogen, daß ich meine Brüder und Schwestern hasse und ihnen mißtraue. – Was bin ich?

Ihr sprecht meinen Namen falsch aus und sagt, ich habe keine Selbstachtung. – Was bin ich?

Ihr sagt, ich habe keine Würde, und ihr nehmt mir meine Kultur weg. – Was bin ich?

Ihr nennt mich Boy, einen dreckigen runtergekommenen Strichjungen. – Was bin ich?

Ich bin die Summe eurer Sünden.

Ich bin die Leiche in eurem Keller.



„Zur Freiheit berufen“: Kinder in Prag.

Foto: Axel Nordmeier

Ich bin vielleicht eure Vernichtung, aber vor allem bin ich, wie ihr so unverhohlen sagt, euer NIGGER.

Ein Mensch nimmt sein Grundrecht wahr: Er fragt, wer er ist. Er fragt nach seinem Namen. „Was bin? Wer bin ich?“ Und wir erkennen hinter der Frage nach dem eigenen Namen und der eigenen Identität leicht die Frage des Paulus und die Frage Luthers: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?“ Wer wird mich erlösen auch von dieser Frage, die ihr Narrenspiel mit mir treibt? Er hört Antworten auf seine Frage „Wer bin ich?“ So heißen sie: Du bist der, der seine Brüder und Schwestern hassen soll. Zu diesem Namen haben wir dich erzogen. Du bist der, dessen Namen man nicht kennen muß. Du bist der, dessen Kultur nichts taugt. Du bist der dreckige Strichjunge, der Nigger. Die Namen, die ihm zugelegt werden, sind Todesurteile. Er übernimmt diese Namen und fängt an, an sie zu glauben, zu glauben an die Gnadenlosigkeit des Lebens. „Ich bin die Summe eurer Sünden. Ich bin die Leiche in eurem Keller. Ich bin euer Nigger“, sagt er in seinem neuen Glauben. Vielleicht hat zu dem schwarzen Kind nie jemand Nigger gesagt. Vielleicht hat ihn nie jemand Strichjunge gerufen. Aber die Verhältnisse, in denen er lebt, geben ihm seinen Namen.

„Ich bin vielleicht eure Vernichtung!“, sagt der Junge. Eine Drohung, die wir allmählich verstehen beim Anwachsen der Gewalt in der Gesellschaft. Es gibt eine Gewalt, die eine düstere Beantwortung der Frage „Wer bin ich?“ ist. Gewalt kann Sinn geben, wenn auch einen fürchterlichen. Ein Mensch kann in der Gewalt, die er anwendet, sich selber sagen: „Du bist bedeutend und einzigartig!“ Wenn schon niemand ihm sagt, daß er einen Wert hat; wenn sonst niemand ihn einzigartig findet, dann eben kommt er unter den Zwang, mit dem Mittel der Gewalt sich selber einzigartig zu finden. Mir ist diese expressive Gewalt um vieles verständlicher als die instrumentelle Gewalt, die lange Gewohnheit ist in unserer Gesellschaft, die höfliche Gewalt des Profits.

Mit den Kindergärten, die wir für unsere Kinder bauen, benennen wir unsere Kinder. Mit den Spielplätzen, die wir für sie bauen, sagen wir ihnen, wer sie sind, und was von ihnen zu halten ist. Mit den Schulen, die wir für unsere Kinder einrichten, sprechen wir ein Urteil über sie – ein Todesurteil oder ein Urteil zum Leben. Wir üben Glauben mit all diesen Dingen ein. Den ersten Glauben und die erste Hoffnung auf das Leben lernt der Mensch nicht in Sätzen; er lernt den Glauben nicht zuerst an der Sprache des Glaubens. Der Mensch lernt an der Art, wie die Welt für ihn eingerichtet ist, und wie er behandelt wird, was man von der Hoffnung und vom Glauben zu halten hat. Oft kommen die großen Sätze der christlichen Tradition zu spät, die die Menschen Söhne und Töchter Gottes nennen; die ihnen sagen, daß sie zur Freiheit berufen sind, und daß ihnen Würde versprochen ist. Sie haben vielleicht schon lange gelernt, daß sie Sklaven sind, und daß man den Zwängen nicht entkommt. Die Zweifel an Gott und an der Güte und Freundlichkeit des Lebens lernt man nicht aus langem Nachdenken. Man kann sie an der Unfreundlichkeit und an der Gnadenlosigkeit des Lebens ablesen. Wir sind für den Glauben und die Lebenszuversicht unserer Kinder verantwortlich, und zwar nicht nur in der Weise, daß wir sie die Sätze dieses Glaubens lehren. Sondern vor allem so, daß wir ihnen eine Welt und eine Kirche bauen, die sie nicht verzweifeln lehrt, und in der man einen anderen nicht erschlagen muß, um selber leben zu können. Die erste Religionspädagogik wäre also die Politik, die Kritik an einer Gesellschaft, die unseren Kindern Namen und Würde abspricht.

Auf drei Weisen also mußten wir unsere Kinder den Glauben lehren: indem wir für eine Gesellschaft sorgen, die für alle einsichtig ist; indem wir ihnen mit unserer eigenen Existenz zeigen, was Freiheit und Gewaltlosigkeit ist, die aus dem Glauben an die Gnade geboren werden; und schließlich, indem wir ihnen die Geschichten erzählen und die Lieder überliefern, die das Reich des Geistes besingen.

Ich frage mich am Ende, ob man aus Römer 8 etwas lernen kann. Kann man denn *wollen*, aus dem Reich des Fleisches in das Reich des Geistes zu wechseln? Kann man sich dazu entschließen, den Zwängen zu entkommen und die Freiheit zu ergreifen? Ist das nicht gerade das Wesen eines Zwanges, daß ich ihm nicht entkomme? Kann man lernen, nicht auf sich selbst zu setzen? Theologisch sagen wir, daß der Glaube selbst ein Geschenk ist, und daß man sich ihn nicht einfach zulegen kann. Und doch kann man etwas, vielleicht ist es nur gering: Man kann die Sehnsucht nach der Freiheit lernen. Man kann die Schönheit des freien Geistes und eines gewaltfreien Lebens im Spiegel dieses Textes und vieler anderer entdecken. Man kann entdecken, daß unser eigenes Leben reicher und das unserer Kinder ungefährdeter ist, wenn wir ihnen nicht in geistloser Selbstversessenheit die Zukunft wegfressen. Man kann sich im Wünschen üben, etwa in dem Wunsch, den eigenen Kindern „ein bewohnbares Land mit einer bewohnbaren Sprache“ (Heinrich Böll) zu überliefern. Die Sehnsucht nach dem Geist, die Entdeckung der Schönheit des anderen Lebens und unsere Wünsche vertreiben die Zwänge. Wer ein neues Leben wünschen kann, ist schon dabei, die Fesseln zu lösen, die ihn an die alte Korruption binden.

*Prof Fulbert Steffensky, Roosens Weg 7, 22605 Hamburg*

*Die Bibelarbeit wurde unter dem Titel „Freiheit, Gewaltlosigkeit, Spiel“ am 7. November 1994 auf der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland in Halle (Saale) gehalten.*